

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 37

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]
Autor: Poeck, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 37
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
14. September
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Betttag.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Ich sehe dich im weißen Sirnenschnee,
O Heimat, — und im tiefen Alpensee
Hör' ich den Atem deines Lebens wehn,
Auf deinen Bergen seh' den Herrn ich stehn!

Des Allgewalt'gen Arme breiten
Sich um des Landes hoheitsvolle Weiten
Um alle, die heut' danken wollen, beten,
Die gläubig — fromm zu seinem Throne treten.

Das Schweizervolk hat seinen Betttag heute!
Der Glocken feierlich Geläute
Schwingt sich mit tausend Bitten höhenwärts
Zu seines Schirmherrn treuem Vaterherz.

Und Danktag ist's! Wer wollte nicht
Aufschauern zu der Berge reinem Licht
Und danken Gott für seiner Liebe Walten,
Die Land und Volk so frei und wohl erhalten?

Mit tiefem Danken und mit frommem Beten
Läßt alle uns vor Gottes Thron hintreten!
Dann darf vor keinem Unheil uns je bangen,
Nachdem den Vatersegen wir empfangen.

„Robinsonland“.

Ein Roman von Wilhelm Poed.

24

Lambert ging das Wasser jetzt bis an die Schultern.
Dem viel längern Peter bis an die Brust.

„Ich werde flott“, gurgelte Lambert. „Ich kann mich
nicht mehr halten. Jede Welle hebt mich in die Höhe.
Peter, wenn du —“

Eine Dünung, stärker als alle anderen, kam heran,
wusch Peter über die Schultern und riß Lambert die Beine
unterm Leibe weg.

Mit offenen, jammervoll klagenden, anklagenden Augen
und offenem Mund, den Kopf nach oben, sank er langsam
in die Tiefe.

„Leb wohl, meine liebe Mm...!“

Das Wort konnte sich dem Mund nicht mehr ent-
ringen. Das Wasser schloß ihn. Nur noch eine Hand, starr,
weiß, mit langausgestreckten Fingern, wie zur Beschwörung,
sah Peter noch einige Augenblicke gegen sich gerichtet. Dann
schlug die Flut auch um diese ihren Mantel und bettete
den Körper mit weichen, langsam nachgebenden Armen auf
den Wattengrund.

Mit dem letzten Rest seiner Stimme heulte Peter aufs
neue seine Todesnot gegen die dicken Nebelwände.

Da spalteten sie sich von einem mächtigen Antwortruf:

„Hilfe naht! Aushalten!“

Aber Peters Kräfte waren erschöpft.

Eine neue Dünung schlug ihm über den Kopf zusammen
und schwemmte ihn weg. In diesem Augenblick schoß puf-
send ein Boot aus dem Nebel. Pastor Edlessens Hand
packte den Ertrinkenden am Kragen und zog ihn herein.

Ueber ihn stürzte sich Gildenapfel:

„Allmächtiger! Mein Peter!“

„Lambert!“ gurgelte Peter mit einer Handbewegung
nach dem Wasser.

Dann wurde er ohnmächtig.

37.

Auf den Westerschiffen glühte und schwigte die
Seumahd.

Alle waren sie draußen: die Halligmänner und die
Pelwormer Mäher, die Halligfrauen und Mädchen.

Auch Frau Nautilus war zwischen Diek und Karl-
jochen mit hinausgewandert. Sie hatte tapfer den Rechen
mit in der Reihe geschwungen, als sei sie eine Nachkommin
der Pfarrerrfamilie von Wakefield. Aber die Kämmerarbeit
in der zähen Grassoppel erwies sich für ihre Arme doch
bald zu schwer.

„Maitte, ich streife.“

„Setz dich auf den Heuhümpel, Tante Erdmüte. Und dann solltest du uns zeichnen. Heute hast du uns ja alle auf einem Haufen.“

Frau Nautilius tat nach Maikes Vorschlag.

Ihr Blick suchte die Zungen. Wieder schönste, reinigende Arbeitsstunden, die ihnen Muskeln und Herz stärkten für den späteren großen Kampf! Sie fand nur Diek und Karljochen. Ja, Edleffen hatte recht: um die beiden brauchte man sich nicht zu sorgen. Aber wo waren Lambert und Peter? Sie sah sie nicht. Sie mußten mit anderen Gruppen ganz bis zur Kante vorgeschwärmt sein. Armer Lambert! Er freute sich nicht auf seinen Vater. Mit welcher Unruhe hatte es den armen Zungen während der letzten Tage umgetrieben!

Nein, der Kampf um die Söhne zwischen ihr und ihrem Mann war noch nicht beendet.

Aber war er noch ebenso leicht weiter zu führen wie beim Beginn? War zwischen ihr und ihrem besten Bundesgenossen Edleffen nicht eine stille Entfremdung eingetreten? Eine Art Nebel, wie er sich — merkwürdig an einem solchen Tage und wohl infolge der plötzlichen Abkühlung — jetzt über Watt und Hallig zu legen begann? Ging es nicht mit der geschäftlichen, gewinnbringenden Anlegung ihres Vermögens zusammen? Hatte sie so nicht stillschweigend, hinterwärts, in den ganzen Erziehungsplan Edleffens ein Loch gemacht und war hinter Guldnapfel hergegangen?

Dies Gefühl wuchs und schnürte sich um sie zusammen wie der Nebel um die Hallig. O, wie kalt dieser Nebel jetzt blies! Maike hatte vorhin geäußert: es gibt anderes Wetter. Sie würde Recht bekommen — wie immer.

Maike! — Plötzlich war es ihr, als ob die graue Mauer sich spaltete, und Maike blickte sie mit ihrem rot und weißen, klaräugigen Mädchen-Kindergesicht wie aus einem blanken Fenster an. Und sagte: „Tante Erdmüte, ich bin auch mit euch allen unzufrieden, sogar mit Vater. Hättet ihr, wie ich, nur auf die Stimmen in eurer Brust gehört, so wäret ihr selbst klar geblieben und wüßtet was ihr wolltet — wie Guldnapfel!“

Ich habe heute wohl wieder meinen gespenstischen Tag, sagte Frau Nautilius zu sich und stand auf, ihr Skizzenbuch wieder zuklappend. Mit dem Zeichnen gab es nichts mehr. Ja, Maike! Sie war wirklich die einzige, die stets konsequent gesprochen und gehandelt hatte. Obwohl sie fast noch ein Kind war.

Der Nebel wurde immer dicker und unheimlicher.

„Maike!“ rief sie.

Aber niemand antwortete. Niemand war zu sehen. Nur aus der Ferne klang das Rauschen der Sensen.

Ein Gefühl überfiel sie, als ob sie sich im unermesslichen grauen Nichts allein befände, nur umgeben von Gesichtern und Gespenstern.

Ich will nach Haus gehn! dachte sie.

Sie schlug die Richtung nach der Werft ein. Aber bald verlor sie sie. Eine Gröpel hemmte sie am Weitergeh'n. Sie wandte sich und suchte. Vergeblich. Eine zweite, eine dritte zogen sich durch die Ferne. Schließlich sah sie in einem ganzen Neß davon. Erst waren sie schlammig und bruddelten. Dann bedeckten sie sich mit grauem, schaumflodigem, muddelndem Wasser. Nach langem Umherirren

kam sie an einen Briel. In dem trieb, schmadend und gurgelnd, schon die Flut auf, und die Nebelmänner und Frauen huschten mit ihren Schleppen von einem Ufer zum andern.

Frau Nautilius stand still. Sie war auf der Hallig im Nebel verirrt. Unangenehm war das, nicht mehr. Aber trotzdem überfiel sie ein entsetzliches Grauen. Der Schweiß brach ihr aus und legte sich ihr eiskalt über den Körper. Nun war es, als ob die Nebelgespenster Augen und Stimmen bekämen, sie ansähen und anschrrien. Aus weiter, weiter Ferne, wie in Verzweiflung befindliche, arme Seelen, die ihre gräßliche Not vergeblich in ein menschliches Ohr rufen. Bald einer, bald zwei zusammen.

Ich sehe und höre Gespenster bei lebendigem Leibe, sagte sie zu sich. Ich fiebere, ich bin krank! Sie öffnete den Mund, um gleichfalls Lebendiges herzuschreien. Da schwiegen die Stimmen. Sie irrte weiter. Immer am Briel entlang. Endlich mußte ja eine Brücke kommen. Da tauchte ein Balken aus dem Nebel auf. Gottlob, das war sie!

Frau Nautilius stand still und wuschte sich den Schweiß vom Gesicht. Nun hatte sie den ausgetretenen Weg. Von hier bis zur Werft waren es noch zehn Minuten.

Wie lange war sie auf der Ferne herumgeirrt? Sie wußte es nicht. Sicherlich weit über eine Stunde. Es wurde hohe Zeit fürs Haus. Wenn der Kutter eintraf, mußte der Tisch gedeckt sein. Die Herren waren zweifellos hungrig. Aber ob er kommen würde? Bei dem Nebel!

Sie stieg den gepflasterten Werftweg hinauf und ging zwischen den Gärten und Häusern mit ihren nebeltoten Blumen- und Fensteraugen bis zum Sievertsen-Haus. Im Besel wollte sie decken.

Sie machte die Beseltür auf.

Da trat ihr Lambert entgegen.

Schlammig, naß, leckend von den Fersen bis zum Kopf, als sei er soeben aus dem Wasser gestiegen. Das triefende Haar hing ihm über das Gesicht. Das war schneeweiß. Die Augen blickten glasig und starr. Der Mund stand weit offen wie bei einem toten Fisch. Nun bewegte er sich, und gleichzeitig hob Lambert ihr eine steife, bleiche Hand mit zusammengepreßten Fingern wie zum Gruß entgegen.

„Lambert!“ wollte sie aufschreien. Wollte auf ihn zustürzen. Die Hand fassen. Aber sie griff in die leere Luft. Die Erscheinung war verschwunden, und Frau Nautilius stürzte ohnmächtig auf der Beselschwelle zusammen.

38.

Peter lag in seinem Kofenbett, von allen Seiten mit Wärmflaschen bepackt, und hatte einen roten Kopf.

Neben ihm saß sein Vater.

Peter sah gegen die Bretterwand, die sein Bett vom Nachbaralkofen trennte. In der war ein Loch. Durch das hatte er sich im Winter immer mit Lambert unterhalten, als sie noch nicht in der „Roje“ schliefen.

Er lauschte, als müßte von dort ein Laut kommen. Als alles still blieb, wandte er den Kopf nach seinem Vater und sagte mit fieberglänzenden Augen:

„Haben sie ihn noch nicht gefunden?“

„Nein, mein Junge, sie meinen, die Ebbestromung hat ihn ins Tief hinausgetragen.“

„Sie sägen und hämmern auf der Diele so schrecklich.“

Kannst du nicht hingehen, Papa, und sagen, daß sie es nachlassen?“

„Das geht nicht gut. Pastor Edlessen, Dieß und Karljochen machen den Sarg.“

„Für Lambert? — Wenn sie die Leiche noch gar nicht haben?“

„Die finden sie in den nächsten Tagen ganz sicher, sagen die Leute.“

„Wo soll er denn begraben werden?“

„Hier auf dem Halligkirchhof. So will es seine Mutter.“

„Aber wenn nun eine Flut kommt und macht das Grab kaputt!“

„Da hast du ganz recht, mein Junge, daß du mich daran erinnerst“, sagte Gùldenapfel lebhaft. „Ich werde dafür sorgen, daß der Kirchhof fest wird.“

„Und was sagt Lamberts Papa?“

„Der ist gar nicht mitgekommen. Er hatte an seinem neuen Amtsort gleich einen schweren Kriminalfall und mußte dableiben.“

Peter schloß die Augen und lag so kurze Zeit. Dann öffnete er sie wieder und flüsterte:

„Papa, ich muß dir etwas sagen.“

„Ich höre, mein Junge.“

„Etwas ganz Schreckliches. Aber du mußt mir heilig versprechen, es nicht an Frau Nautilius zu sagen.“

Gespannt beugte sich der Kommerzienrat über seinen Sohn und erwiderte ebenso leise:

„Das verspreche ich dir. Was ist es denn?“

„Lambert ist nicht zufällig ertrunken. Sein Vater hat ihn auf dem Gewissen.“

„Du meinst, weil eure Verurteilung die Veranlassung geworden ist, daß ihr nach der Hallig gekommen seid?“

„Nein, das nicht. — Lambert ist aus Angst vor seinem Vater aufs Watt gegangen.“

„Aber doch nicht um zu ertrinken.“

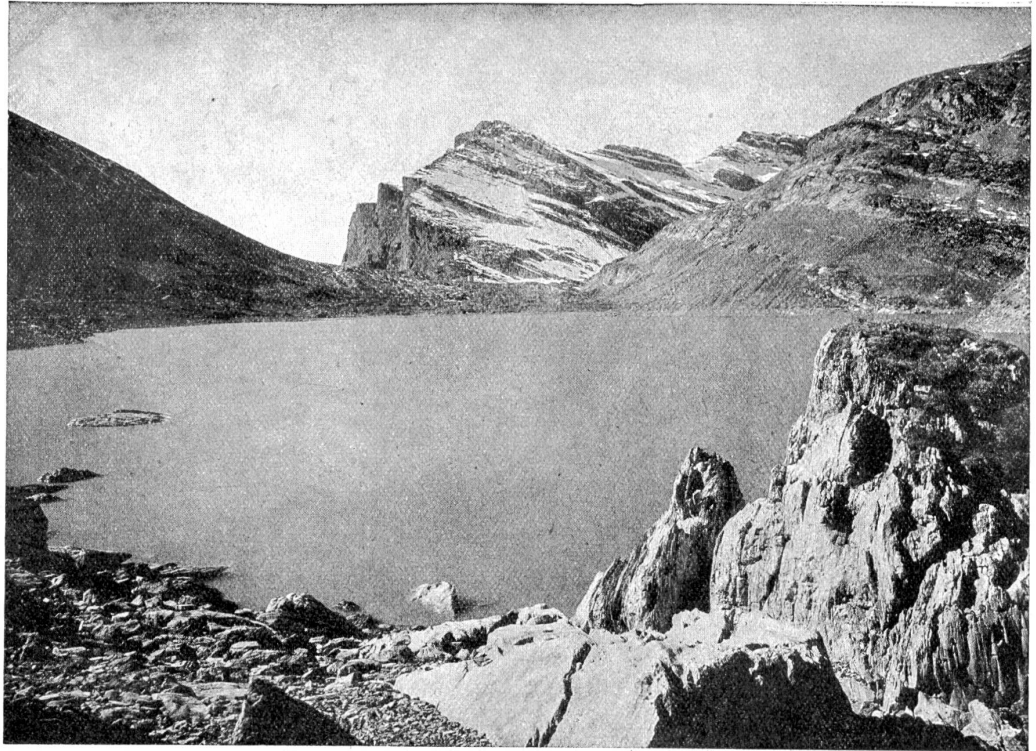
„Ja, gerade. Er sagte, er könnte seinem Papa nicht zur Schande leben.“

„Aber wie wußte er denn, daß Nebel kommen würde?“

„O, damit hat er schon lange gerechnet, daß er mal kommen sollte. Deshalb hat er ja auch immer mit Fleiß den Kompaß zu Hause gelassen. So lange wir beide aufs Watt gehen. Das hat er mir gestern, kurz vorm Ertrinken, eingestanden.“

„Dann wollte er dich also sozusagen mitnehmen“, fragte der Kommerzienrat mit steigender Erregung.

„Ja, das hat er gewollt. Er wollte sich an mir rächen.“



Gemmi. Der Daubenjee.

(Phot. Weheli, Zürich.)

Weil ich ihn zum Diebstahl verführt hätte. Das hat er mir in seiner Sterbestunde gebeichtet.“

„Daß dieser ertrunkene Lambert zu Lebzeiten ein so nachträglicher Rader gewesen ist, habe ich mir nicht träumen lassen“, sagte Gùldenapfel, mit aufsteigendem Grimm die weißen Haare seines Sohnes betrachtend.

„Aber ich habe ihm vergeben“, sagte Peter.

„Das ist recht“, lobte sein Vater. „Das ist christlich. Ich will es Pastor Edlessen erzählen.“

„Nein, nein“, rief Peter angstvoll. „Niemand darf das wissen, was zwischen uns in der letzten Stunde gesprochen worden ist. Pastor Edlessen nicht und Lamberts Mutter erst recht nicht. Darauf hat er mir, noch im Hinunter sinken, einen Eid abgenommen.“

„Dann sollen sie beide nichts davon erfahren. Dein Geheimnis bleibt bei mir.“

Gùldenapfel saß eine Weile schweigend da. Die Falte über seiner Nase und die zu schmalen Schlitzen zusammengekniffenen kleinen Augen verrieten, daß er scharf über etwas grübelte. Plötzlich zog er seine Uhr heraus, warf einen Blick hinauf und sagte:

„Peter wie fühlst du dich? Schon wieder ganz einigermaßen, nicht wahr?“

„O ja, Papa. Ich denke, ich kann nachher aufstehen.“

„Das ist sehr gut. Denn ich muß dich verlassen.“

„Ich glaubte, du wolltest diesmal ganz lange hierbleiben, zur Erholung, statt wie sonst in Wyß“, sagte Peter erstaunt.

„Das ist auch noch meine Absicht. Aber ich habe unterwegs ein dringendes Geschäftstelegramm bekommen und muß heute Nachmittag schon wieder fort.“



Adrian von Bubenberg. — Zum 450. Todestag.

„Das ist ja schade. Dauert es lange?“

„Wahrscheinlich nicht. Das kann man nie so genau wissen. Aber du bist ja bei Tante Nautilus in guter Obhut.“

Güldenapfel ging nach dem Schulhause hinüber:

„Meine liebe, teure Freundin, bei einem so furchtbaren Unglücksfall vergißt man völlig die eigenen Angelegenheiten. Ich muß schleunigst wieder nach dem Festland hinüber. Komme sobald wie möglich zurück. Haben Sie sich nun entschlossen, ein Telegramm zu schicken?“

„Es muß wohl geschehen“, sagte Frau Nautilus, auf deren totenblaßes Gesicht der Schmerz und die schlaflose Nacht tiefe Spuren gezeichnet hatten. „Ach, Sie glauben

nicht, wie das Herz hier drin gehofft hat. Trotz allem. Trotzdem er mir selbst seinen Tod angezeigt hat. Man hofft doch, die Tür könnte sich auf tun, fremde Schiffer könnten ihn gerettet hereinbringen. Aber es ist wohl vergeblich.“

„So geben Sie es mir mit. Oder besser noch: beauftragen Sie mich zur mündlichen Mitteilung an Ihren Gemahl. Der eine Zug, den ich überschlagen muß, macht mir nichts aus. In solchen Fällen ist Ungewißheit immer die schlimmste Qual. Wenn es auch keinen Trost bringt, die Einzelheiten weiß man als nächster Angehöriger doch gern.“

„Manchmal bin ich zweifelhaft, ob meine Söhne ihrem Vater so sehr nahe angehörig gewesen sind“, sagte Frau Nautilus bitter. „Wäre das eine nicht gekommen, dann auch wohl nicht das andere. Nein, jetzt bin ich ungerecht. Aus diesem zusammenhanglosen, reinen Unglücksfall kann ich meinem Mann keine neue Schuld aufbürden. Ja, lieber Herr Kommerzienrat, ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an. Sagen Sie meinem Mann alles was Sie wissen — mit Schonung. Vielleicht ist doch er der von uns allen am meisten Betroffene.“

(Fortsetzung folgt.)

Adrian von Bubenberg.

Zum 450. Todestag.

Jedes Kind kennt ihn, den großen Berner Schultheißen, den berühmten Verteidiger von Murten gegen Karl den Kühnen von Burgund. Von der Schule her wissen wir auch, daß das Geschlecht der Bubenberg sich um die Gründung und Entwicklung der Stadt Bern ganz besondere Verdienste erwarb, daß es kurz nach Adrians Tode aber ausstarb.

Die Geschichtsforscher setzen das Geburtsjahr Adrians von Bubenberg auf 1424. Er kam in Spiez zur Welt. Der Vater, Heinrich von Bubenberg, nimmt in der bernischen Geschichte ebenfalls einen Ehrenplatz ein. Die Mutter, eine feingebildete Frau, war eine Anna von Rosened, aus einem freiherrlichen Geschlecht des Segaus stammend.